

Edith Meinhart
NICHT MIT UNS!

Edith Meinhart

NICHT MIT UNS!

**Die unglaubliche Geschichte
der Nonnen von Goldenstein**

 **KÖSEL**

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Copyright © 2026 Kösel-Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produktivsicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München
Umschlagmotiv und Fotos von © Philipp Horak
Redaktion: Sabeth Ohl
Satz: Satzwerk Huber, Germering
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-466-37376-5

www.koesel.de

Vorwort

Die Nachrichten sind so grimmig wie seit eh und je. Klima, Ukraine, Gaza, Taiwan, Putin, Trump, Hamas, Netanjahu, Xi. Aus diesem Mahlstrom an *bad news* taucht im August 2025 die Geschichte von drei alten Nonnen aus dem Salzburger Kloster Goldenstein auf, die zu dieser Zeit in einem Altenheim untergebracht sind – gegen ihren Willen.

150 Jahre lang haben Augustiner-Chorfrauen eine Ordenschule geführt, der geistliche Nachwuchs blieb seit Langem aus. Irgendwann halten nur noch die betagten Schwestern Bernadette, Regina und Rita die Stellung, ehe Rom ein Machtwort spricht. Der Vatikan wickelt Frauenkonvente ab, sobald die Zahl ihrer Mitglieder auf fünf schrumpft.

Für Männerorden gilt diese Bestimmung nicht.

Ende 2023 müssen die letzten drei Augustiner-Chorfrauen ihr altehrwürdiges Schloss Goldenstein, ihre Heimat, nolens volens an neue Herren übergeben. Sie überschreiben es je zur Hälfte an die Erzdiözese Salzburg und an das Stift der Augustiner-Chorherren in Reichersberg in Oberösterreich. Danach finden sie sich unverhofft im Altenheim wieder, auf Betreiben von Propst Markus Grasl, den sie als ihren Ordensoberen selbst auserkoren hatten. Sie kannten den heute 45-Jährigen schon als jungen Ministranten und vertrauten ihm blind.

Die Öffentlichkeit wird ebenso getäuscht wie die Nonnen. Eine Zeitung vermeldet sinngemäß, die Ordensfrauen seien würdevoll und einvernehmlich untergebracht worden und führ-

ten ihr spirituelles Dasein in der Seniorenresidenz weiter. Mit den Betroffenen selbst zu sprechen, befindet niemand für nötig. Nach innen und nach außen gilt das Wort des Propsts.

Am 7. August 2025 geht eine Folge des investigativen Podcasts *Die Dunkelkammer* über die Nonnen online. Zum ersten Mal sind die geistlichen Schwestern Bernadette, Regina und Rita selbst zu hören. Ihre brüchigen, alten Stimmen gehen unter die Haut. Die tiefgläubigen Frauen hatten einst gelobt, keusch, arm und gehorsam zu sein und ihr geistliches Wirken der Mädchen-erziehung zu widmen. Jetzt fühlen sie sich hintergangen und abgeschoben. Sie sehnen sich nach ihrem angestammten Kloster, aus dem ihr Ordensoberer sie hinterlistig herausriss. Und sie nehmen kein Blatt vor den Mund. »Unsere Menschenrechte werden mit Füßen getreten«, sagt Schwester Bernadette.

Einen Monat später verlassen die Ordensfrauen die Seniorenresidenz auf eigene Faust. Österreichische, deutsche, internationale Medien werden aufmerksam. Die Bilder der drei Schwestern in ihren mittelalterlichen Trachten, die, gestützt auf Rollatoren, nach Hause zurückkehren, gehen rund um den Globus. Von Amerika bis Finnland, von Deutschland bis China nehmen Menschen Anteil an ihrem Abenteuer. Eine Welle der Empörung, Hilfsbereitschaft und Solidarität hebt an und ebbt seither nicht ab.

Die Nonnen, alle in ihren Achtzigern, avancieren zu ikonischen Berühmtheiten. Entrückt und nahbar zugleich. Eine zuletzt fast 300 000 User zählende Gefolgschaft feuert sie auf Instagram an: »Wir lieben euch!«, »Wir halten zu euch!«, »Ihr seid die Besten!«

Die Kirche reklamiert für sich, einen Gegenentwurf zu einer Gesellschaft zu bieten, in der Jugend und Leistung als die wichtigsten Währungen gelten. Ihr Umgang mit den Nonnen von Goldenstein entlarvt ihn als Chimäre. Die »zutiefst christliche

Ausstrahlung der Ordensfrauen wirkt wie ein Vergrößerungsglas, in dem die kirchliche Machtanmaßung umso diabolischer hervortritt«, formuliert es der Kirchenrechtler Wolfgang F. Rothe.

Die Klosterschwestern wirken wie aus der Zeit gefallene Wesen. Doch die Fragen, die sie aufwerfen, gehen uns alle an. Wie halten wir es mit Schwächeren? Wie unantastbar ist die Würde alter Menschen? Wo endet die Fürsorge für andere, wo beginnt die Bevormundung? Was bedeutet der freie Wille für die Kirche, das Recht des Menschen auf Selbstbestimmung? Was erzählt das Drama um die Nonnen von Goldenstein über den Stellenwert von Ordensfrauen im Vatikan oder überhaupt: von Frauen in der Gesellschaft?

Die Haltung der Klosterschwestern kündigt vom unerschütterlichen Vertrauen in das Gute im Menschen. Und in Gott. An ihn halten sie sich, wenn sie für die eigenen Rechte eintreten, in ihrem Kampf von Klein gegen Groß, Schwach gegen Stark, David gegen Goliath. Der Respekt und die Solidarität, die ihnen zuteilwerden, sind überwältigend und zeigen, dass ihre Auflehnung einen Nerv trifft. Die Ordensfrauen begeistern, berühren und bezaubern mit ihrer Arglosigkeit und Unerschrockenheit.

Dieses Buch erzählt ihre Geschichte. Man kann sie als Chronik eines kirchlichen Skandals ebenso lesen wie als modernes Märchen, in dem das Gute mit dem Bösen ringt. Die Nonnen von Goldenstein rühren an tiefe Sehnsüchte. Sie rufen Erinnerungen an eine geordnete Welt wach, in der das Leben einfach und die Tage strukturiert waren. Eine Welt, in der die Dinge an ihrem Platz waren und der Mensch auf das Wesentliche blickte.

Schwester Bernadette, 88, Schwester Regina, 86, und Schwester Rita, 82, haben sich auf dieses Vermächtnis zu Lebzeiten eingelassen, obwohl sie seit ihrer »Klosterbesetzung« fast durchgängig von Medienleuten, Kamerateams und vielen helfenden

Menschen umgeben waren. Ich bin ihnen zutiefst dankbar für ihr Vertrauen, ihre Offenheit und ihre geduldige Bereitschaft, mir Einblick in ihr Denken und Handeln zu gewähren.

Das Buch ist entstanden, während sich die unglaubliche Geschichte der Nonnen von Goldenstein ereignete; sie ist voller Unwägbarkeiten und überraschender Wendungen, die ihr ständig weitere Kapitel hinzufügten. Am Ende, rückblickend, ist es eine Geschichte, die Mut macht. Denn sie macht uns bewusst, dass Würde kein Alter kennt und es nie zu spät ist, sich dafür einzusetzen.

Gute Miene zum bösen Spiel

»Das war bestimmt nicht freiwillig.« Die Salzburgerin Elisabeth I. beschleicht eine »mulmige Ahnung«, als sie Anfang 2024 in einer Lokalzeitung liest, dass die letzten drei Augustiner-Chorfrauen des Klosters Goldenstein in die Seniorenresidenz Kahlsperg übersiedeln. Später, wenn ihre Wege sie an der Einrichtung vorbeiführen, fragt sie sich, wie es den Schwestern wohl gehen mag. Sie kennt Bernadette, Rita und Regina zwar von den alljährlichen Christmetten, die sie mit ihren Kindern besucht, so wie viele hier in der Gegend; aber sie traut sich dann doch nicht, bei den betagten Frauen vorbeizuschauen und sie rundheraus zu fragen.

Nach außen hin scheint ohnehin alles in Ordnung zu sein. Am 11. Januar 2024 widmen die *Salzburger Nachrichten* den drei Ordensfrauen einen ganzseitigen Artikel. Die Tageszeitung berichtet, die Schwestern hätten das Kloster Goldenstein rund um Weihnachten 2023 verlassen und lebten nun in der von den Halleiner Franziskanerinnen geführten Seniorenresidenz Schloss Kahlsperg in Oberalm. »Gesundheitliche Probleme« hätten den drei Nonnen zu schaffen gemacht, schreibt die Zeitung. Die Schwestern selbst kommen nicht zu Wort, dafür aber der derzeitige »Apostolische Kommissar« Markus Grasl, der Propst von Stift Reichersberg in Oberösterreich. »Der Gesundheitszustand der Schwestern hat sich in den vergangenen Monaten rapide verschlechtert, ich musste handeln und habe mich durchgerungen, die Wohnsituation der Schwestern

zu verändern«, zitiert ihn die Zeitung. Er nutzt die Gelegenheit auch, die Verdienste der Ordensfrauen um Goldenstein zu würdigen: Bernadette, Rita und Regina hätten in Elsbethen und darüber hinaus jahrzehntelang »segensreich gewirkt« und »den Ort mitgeprägt«.

Über die Unterbringung der Ordensfrauen in Kahlsperg weiß Grasl zu erzählen, dass »dort auch andere Schwestern leben« und »die Messen in der Hauskapelle ins Zimmer übertragen« würden. Illustriert ist die Story mit einem Foto, wohl aus sonnigeren Zeiten. Es ist undatiert und zeigt die drei Schwestern mit Markus Grasl im Garten von Stift Reichersberg – alle lächeln.

Doch der glückselige Eindruck täuscht, wie ehemalige Schülerinnen der Ordensschule bald herausfinden. Zu ihnen gehört Christina Wirtenberger, die als Zehnjährige von ihren Eltern ins Internat Goldenstein geschickt worden war und dort – wie sie rückblickend findet – die »besten Jahre meines Aufwachsens« erlebte. Als die gebürtige Salzburgerin eines Tages in der erwähnten Seniorenresidenz auftaucht, bietet sich ihr ein völlig anderes Bild. Von Freiwilligkeit und Glückseligkeit keine Spur.

Wirtenberger wendet sich an die *Salzburger Nachrichten*, jene Zeitung, die im Januar 2024 die lächelnden Nonnen gezeigt hatte. Eineinhalb Jahre lang versucht sie, die zuständige Lokalredakteurin dazu zu bewegen, mit den drei Frauen im Altenheim selbst zu sprechen. Vergeblich. Wirtenberger richtet daraufhin die Website goldenstein.cc ein, um nicht nur die Geschichte ihrer alten Schule zu dokumentieren, sondern auch, um zu berichten, wie ein Kirchenfürst drei alten Nonnen zuerst ihr Klosteranwesen südlich von Salzburg abluchst und sie dann ins Altenheim abschiebt, um sich danach monatelang nicht mehr bei ihnen blicken zu lassen.

Am 1. Juli 2025 setzt sich die Mittsechzigerin an ihren Computer, tippt sich ihren Ärger von der Seele und schickt die Mail

an die Redaktionsadresse der *Dunkelkammer*. Betreff: »Fall Schloss Goldenstein – Orden Augustiner-Chorfrauen – Elsbethen Salzburg«. Es ist ein Hilferuf.

Drei Wochen später sitze ich im Zug nach Salzburg. Ich habe ein paar Unterlagen durchgearbeitet, die mir Christina Wirtenberger vorab zukommen lassen hat, darunter einen »Übergabvertrag«, eine Sachverhaltsdarstellung an die Staatsanwaltschaft Salzburg und den Beschluss über eingestellte Ermittlungen. Ich habe ein paar Stichworte festgehalten: im Nachthemd in der Lobby des Altenheims abgestellt, die alten Schlösser im Kloster ausgetauscht, Bankkonten gesperrt, Barmittel verschwunden, Pensionen umgeleitet, mit 50 Euro Taschengeld im Monat abgespeist. Ganz glauben kann ich diese wilde Geschichte noch nicht.

Am Bahnhof erwartet mich eine zierliche, elegante Dame mit einem großen, dunklen Auto. Eine halbe Stunde benötigen wir über die Halleiner Landesstraße bis zum Altenheim der Nonnen. Unterwegs nehmen wir jenen zweiten wichtigen Unterstützer auf, der später als »Churchfluencer« den sagenhaft erfolgreichen Instagram-Account *@nonnen_goldenstein* ins Leben rufen wird. Er wird den Nonnen noch einigen Kummer bereiten. Wir fahren am ehemaligen Schloss der Augustiner-Chorfrauen vorbei, einem imposanten, mehrstöckigen Gebäude mit steil aufragendem Dach und spitzen Türmen, das in der Salzburger Umlandgemeinde Elsbethen auf einer kleinen Anhöhe liegt, umgeben von saftigen Wiesen, dunklen Wäldern und schroffen Bergen.

Das erste Treffen mit den ausquartierten Klosterfrauen findet im Zimmer von Schwester Regina statt, die im Bett liegt und sich von einem chirurgischen Eingriff erholt. Auf einem Sims stehen kleine Heiligenfiguren und sakraler Nippes. Über Schwester Reginas Bett hängt die gerahmte Urkunde zur ver-

liehenen Ehrenbürgerschaft in Elsbethen. Schwester Rita findet Platz auf ihrer Bettkante, Schwester Bernadette hat Mühe, ihren Rollator in dem winzigen Raum unterzubringen. Sie ist mit ihren 88 Jahren die Älteste in der Runde und nutzt den Rollator als Sitzgelegenheit. Ohnehin ist das Gerät zu ihrem ständigen Begleiter geworden; in der Seniorenresidenz nützt sie ihn wie einen Rollstuhl, um sich damit rückwärts durch die Gänge zu bewegen.

So sitzen sie in diesem kleinen Zimmer, zusammenschweißt in jahrzehntelanger Gemeinschaft, »Bernard«, »Ritz« und »Reschi«, wie ehemalige Schülerinnen sie nennen. Und sie beginnen zu erzählen.

Schwester Bernadette, die Unbeugsame

Schwester Bernadette kommt 1937 unter ihrem bürgerlichen Namen Melitta Bangler in Salzburg zur Welt. Die Familie leidet keine Not. Ihre Mutter hat ein Vermögen in die Ehe eingebracht, Melittas Urgroßeltern stammten aus Deutschland und waren sehr wohlhabend. Sie bauten im bosnischen Bijeljina, damals die Kornkammer der Monarchie, eine Mühle. Melittas Vater, Doktor der Chemie und der Bodenkultur, hat beachtlichen, beruflichen und gesellschaftlichen Erfolg. Auf seinem Sterbebildchen steht: »Hofrat Dr. Bruno Bangler, Bürger der Stadt Salzburg, Direktor in Rente der ehemaligen landwirtschaftlichen Versuchs- und Untersuchungsanstalt sowie der Lebensmitteluntersuchungsanstalt des Landes Salzburg«.

Am Morgen des 12. März 1938 marschiert die Wehrmacht in Österreich ein; am 1. September 1939 bricht der Zweite Weltkrieg aus. Die kleine Melitta wächst mit ihrem drei Jahre älteren Bruder in einer tiefgläubigen Familie auf. Die Mutter weiht ihre Tochter der Muttergottes. Der Vater ist streng, doch das Mädchen fühlt sich behütet. Sonntags besucht die Familie die Messe. Die Eltern achten darauf, vor den Kindern nicht über Politik zu sprechen. Schwester Bernadette erinnert sich an eine Landkarte mit Stecknadeln, dort, wo die Front verläuft. Als ein Verwandter und glühender Nazi seinen Besuch ankündigt, schärft die Mutter ihr ein, bloß nicht den Mund aufzumachen. In der Schule lernt sie, mit erhobener Hand »Heil Hitler« zu grüßen.

Sie ist drei, als ein am Gutshof ihrer Großmutter angeketeter Hund nach ihrem Gesicht schnappt. Eine Tante reißt das Kind weg, bevor das Tier ganz zubeißen kann. Melitta weint, ihr Schürzchen aus weißem Organza ist voller Blut. Am Abend schaut ein Arzt vorbei, um ihr ein Mittel gegen Tollwut zu spritzen. Die Verwandten stehen rund um ihr Bett. Sie findet es schrecklich, dass sie das Zimmer nicht verlassen. »Warum schauen sie alle zu, wenn ein Mensch eine Spritze bekommt?«, denkt das Mädchen.

1942 stirbt ihre Großmutter, die Familie will aus Salzburg zum Begräbnis nach Bijeljina reisen. Doch der Zug fährt über eine von Partisanen deponierte Mine und wird zerrissen, Menschen sterben. Eine Frau gerät zwischen die Puffer zweier Wagons. Eine halbe Ewigkeit lang sind ihre gellenden Schmerzensschreie zu hören, bis sie allmählich weniger werden und verstummen. Schwester Bernadette hört sie noch heute. Melittas Familie bleibt wie durch ein Wunder verschont. Eine Stunde lang verhandelt die Mutter mit den Partisanen. Schließlich darf die Familie passieren. Sie schlägt sich zu einem Zug mit NS-Militär durch. Die kleine Melitta bekommt schwarzen Kaffee zu

trinken. »Den darf ich nicht trinken«, sagt das Mädchen. »Jetzt ist Krieg, jetzt darfst du«, antwortet die Mutter. Nach Bijeljina, zum Begräbnis der Großmama, schaffen sie es nicht mehr.

Am 4. Mai 1945, einem frühlingshaften Freitag, ergibt sich die Stadt Salzburg kampfflos den anrückenden US-Truppen. Die Bewohnerinnen und Bewohner hängen weiße Bettlaken, Tischdecken und Handtücher aus ihren Fenstern. In Frankfurt sollen 200 Bomber startklar für den Angriff auf Salzburg bereitgestanden haben, als sie die Nachricht erhielten, dass die Stadt gefallen sei, erinnert sich Schwester Bernadette: »Sonst wäre alles in Schutt und Asche gewesen. Mein Elternhaus und unser Herrgottswinkel mit der Lourdes-Madonna wären genau im Bombenhagel gewesen.«

Wenige Wochen später, am 1. Juli 1945, wird sie acht Jahre alt. Sie geht in die von Franziskanerinnen geführte Volksschule in Salzburg. Sie bekommt Scharlach, wird sechs Wochen lang zu Hause gesund gepflegt. In der Schule schiebt man ihr einen Löffel Lebertran in den Mund, ihr wird übel. Zu Hause sagt sie: »Mama, mir ist so schlecht.« Es stellt sich heraus, dass sie an Gelbsucht erkrankt ist. Wieder hütet sie wochenlang das Bett. Danach muss sie die Klasse wiederholen. In der neuen Klasse bleibt sie als »Sitzenbleiberin« ein Fremdkörper. So sehr sie sich bemüht, der Lehrerin zu gefallen, es will ihr nicht gelingen. So gehen für das Kind »drei harte Jahre« vorüber.

»Ich war immer eine Außenseiterin«, sagt Schwester Bernadette rückblickend. Vielleicht habe diese Erfahrung sie geeicht und ihr im Erwachsenenleben letztlich geholfen, mit schwierigen Umständen fertigzuwerden.

Die Mutter wünscht sich für Melitta eine gute Bildung. »Es kommt nur Goldenstein in Frage, sonst nichts«, bestimmt ihre Tante Gretl. So geht das Mädchen nach der Volksschule in die Privatschule der Augustiner-Chorfrauen in Elsbethen, wo sich

die Kinder wohlhabender Salzburger Geschäftsleute tummeln. Melitta lernt eine junge Adelige kennen, doch nach einem Jahr ist sie wieder weg. Ihrer Familie sei Goldenstein zu wenig nobel gewesen, heißt es.

Im Internat begegnet Melitta Romy Schneider. Diese ist ein Jahr jünger, kann wunderbar turnen, singen und Theater spielen – und schießt beim Völkerball so scharf, »dass ich immer nur geschaut habe, schnell aus der Schusslinie zu kommen«, sagt Schwester Bernadette. Der ehrliche, geradlinige Charakter der späteren Schauspielerin und Sissi-Darstellerin imponiert ihr bis heute. Unvergessen ist eine Turnstunde, die der damalige Erzbischof besuchte: Romy wirft dem hochwürdigen Zuschauer einen Ball ans Bein und soll sich dafür entschuldigen, was sie mit der Begründung, sie habe ihn nicht absichtlich getroffen, partout nicht einsieht. Schließlich gibt sie klein bei. »Wie ein Besenstock ist sie dagestanden und hat es halt hinter sich gebracht«, erzählt Schwester Bernadette: »Das Bild habe ich noch vor Augen.« 1953 steht Romy erstmals für einen Film vor der Kamera: »Wenn der weiße Flieder wieder blüht«. In den Hauptrollen Willy Fritsch und Magda Schneider, Romys Mutter.

Magda Schneider habe ihre Tochter zunächst keinesfalls auf der Leinwand sehen wollen, erinnert sich Schwester Bernadette. Der Rest ist Filmgeschichte. Auf dem Flur vor dem Speisesaal hängt heute noch ein Porträt von Romy Schneider hinter Glas gerahmt.

Melitta ist gerade einmal elfeinhalb Jahre alt, als sie beschließt, später einmal ins Kloster zu gehen. Genau genommen schlägt diese Entscheidung wie ein Blitz ein. Vom Rittersaal herunterkommend sieht sie die damalige Präfektin, Schwester Theresa, von Kindern umringt am Treppenabsatz stehen. »Du gehst ins Kloster«, sagt die Nonne und deutet auf eines der Mädchen, – »Und du! –, Du auch!« Melitta stellt sich dazu,

fragt: »Und ich?« – und erntet ein Kopfschütteln: »Na, du sicher nicht!« – »Du wirst schön blöd schauen, wenn ich dastehe«, denkt sie still bei sich. Bei ihrer Firmung betet sie zum Heiligen Geist um die nötige Standfestigkeit, um ihrem Weg treu zu bleiben. Eine Familie zu gründen und Kinder zu bekommen, ist durchaus eine Option. Irgendwann nicht mehr, am Ende ist Gott wichtiger.

Ein Pater ihrer Heimatpfarre in Salzburg-Maxglan prägt ihren religiösen Weg. Sie schätzt seine erfinderische Art, das Kirchenjahr zu gestalten. In der katholischen Kinderorganisation Jungschar und später in der Katholischen Jugend erlebt sie stärkende Gemeinschaft. Ihre Mutter sei stets fromm gewesen, »aber nicht auf heuchlerische Weise«, sagt Schwester Bernadette. Dennoch habe sie unter der Aussicht gelitten, ihre Tochter an ein Kloster zu verlieren. Als Jugendliche besucht Melitta die Gewerbeschule am Salzburger Rudolfskai. Sie liegt neben einer Höheren Technischen Lehranstalt für Elektrotechnik, wo ein Professor ein TV-Gerät baut, das ihr das unvergessliche erste Mal Fernsehen in ihrem Leben beschert.

1955, sie ist 18, tritt sie den Augustiner-Chorfrauen bei. Der Konvent zählt damals rund 35 Mitglieder: »Inzwischen sind alle in der Ewigkeit«, so Schwester Bernadette. Die angehende Ordensschwester kümmert sich darum, dass die Betten im Internat ordentlich gemacht, Haarbürsten und Zahnputzbecher gereinigt sind, die Kinder eine Jause und ein Mittagessen haben. Am Nachmittag beaufsichtigt sie ihre Zöglinge beim Studieren und Spielen. Romy Schneider bleibt Schloss Goldenstein verbunden, schaut ab und zu dort vorbei und bringt einmal einen Schwarzweiß-Fernseher mit, ein Geschenk für das Internat.

In vielen Ordensgemeinschaften – so auch bei den Augustiner-Chorfrauen – legen neue Mitglieder ihren Taufnamen ab. Der Eintritt kommt somit einer Taufe gleich. Als ein Priester

Melitta Bangler den Ordensnamen verleiht, hält er den Zettel kurz gegen die Sonne, und noch bevor er »Bernadette« aussprechen kann, hat sie bereits gesehen, welchen Namen sie künftig tragen wird – zu Ehren ihrer geliebten Mama, die Anfang der 1930er Jahre nach Lourdes, dem Geburtsort der heiligen Bernadette, gepilgert war, um geweihtes Wasser für ihren kranken Vater zu holen.

Nach je einem Jahr Postulat und Noviziat legt Schwester Bernadette ihre Gelübde ab und trägt fortan die schwarze Ordenstracht, die sich seit 1597 kaum verändert hat und »von der Muttergottes selbst« stammt, wie sie halb im Scherz erklärt, »weil sie in dieser Kleidung unserer Gründerin erschienen ist«. Ihr Orden verzichtet auf jeglichen Prunk. »Wir haben kein Gold, wir haben nur unseren Namen«, erklärt Schwester Bernadette. Sogar die einfache, silberne Kette mit dem kleinen Kreuz, die sie von ihrer Cousine zur Firmung bekommen hat, habe ihr die Novizen-Meisterin abgenommen. »Das hat mich geschmerzt«, sagt sie: »Aber das gehört halt zum Armutsgelübde.« Ihre Bibel mit dem Goldprägeeinband durfte sie nur wegen der darin enthaltenen Widmung vom Vater behalten, »sonst wäre sie auch weg gewesen«. Was die Schwestern im Alltag benötigen, wird, ebenso wie außergewöhnliche Ausgaben, aus einer gemeinsamen Kasse bestritten, gehütet von der Ordensoberen. An die prachtvollen Talare und teuren Brustkreuze der Augustiner-Chorherren habe sie nie einen Gedanken verschwendet, sagt Schwester Bernadette: »Das muss jeder mit sich ausmachen.«

1960 beginnt sie in der Schule zu arbeiten. Nach und nach legt sie alle Prüfungen ab, die erforderlich sind, um Hauptschülerinnen zu unterrichten. Für Pädagogik stellt sie sich fünf Themen zusammen und betet, dass der Professor sie genau dazu befragt. Die Übung gelingt. Für das Examen in Bauen und Wohnen soll sie ganze 40 Fragen lernen. Weil sie Mühe hat, sich den Stoff zu

merken, pickt sie mit Gottes Hilfe und einer selbst kreierten Formel einige heraus – und kommt erneut durch. Sie lehrt Handarbeiten, Bauen und Ernährung und steht schon bald im Ruf, etwas streng zu sein.

Auf Schulschikursen in Obertauern oder Rauris erscheint Schwester Bernadette in Hosen und Pullover. Sie liebt es, sich an der frischen Luft zu bewegen, lernt Stemmpflug und Parallelschwünge, doch erst Ende der 1990er Jahre genießt sie den Urlaub ihres Lebens. Die Oberin genehmigt einen privaten zweiwöchigen Aufenthalt in den verschneiten Bergen.

Der Modernisierungsgeist des Zweiten Vatikanischen Konzils der 1960er Jahre erfasst auch Goldenstein. Die Oberin schafft ein Auto an; Schwester Bernadette gehört zu den ersten Nonnen mit Führerschein. Sie näht sich ein »ziviles Kostüm« und wechselt täglich den Pullover, um in der Klasse nicht »fad« rüberzukommen. Nach einem Jahr werden die Outfit-Experimente beendet. Eine Schülerin steckt Schwester Bernadette im Vertrauen, dass sie die Augustiner-Chorfrauen im traditionellen Habit »viel schöner« finde. Danach habe sie ihr Kostüm nicht mehr aus dem Kasten geholt, erzählt Schwester Bernadette.

Inzwischen ist das Kleidungsstück verschollen, so wie ihre Schulhefte und Unterlagen, die teilweise noch aus ihrer Kindheit stammenden Rezepte, nach denen sie ihren Schülerinnen das Kochen und Backen beibrachte, die Bastelsachen und das Werkzeug. Kürzlich habe eine ehemalige Schülerin angeboten, mit ihren alten Notizen vorbeizuschauen; vielleicht findet sich darin noch die eine oder andere Kochanleitung. »Ich habe nur mehr das Kleid, das ich anhabe«, sagt Schwester Bernadette.

Rückblickend schmerzt es die Ordensfrau, die ihr anvertrauten Kinder womöglich zu hart angepackt zu haben. Eltern hatten sich bei der inzwischen verstorbenen Direktorin, Schwester Michaela, über zu gültige Lehrerinnen beklagt. Daraufhin habe

sie, Schwester Bernadette, strengere Saiten aufgezogen. »Schwester Bernadette, warum sind Sie so?«, habe ein Mädchen einmal gefragt. »Das kann ich dir sagen«, habe sie geantwortet: »Wenn meine Mutter etwas angeschafft hat, hat es gar nichts anderes für mich gegeben, als das zu machen.« Heute bereut sie das. Manchmal fragt sie ehemalige Schülerinnen, wie sie zurückblicken; und manchmal wird ihr dann beteuert, dass sie ihnen letztlich geholfen habe, das Leben zu bewältigen. Schwester Bernadette sagt, es sei »erlösend«, das zu hören.

Blicke sie auf ihre 88 Jahre Leben zurück, empfinde sie »nichts als Freude und Dankbarkeit«. Der Mensch müsse »einiges durchstehen«, so wie Jesus. Es bedrücke sie, dass der Sohn Gottes sich für die Menschen am Kreuz habe opfern müssen, »nur damit Satan sieht, dass er keinen Zugriff hat, wenn der Mensch nicht will«. Der Tod ängstigt sie nicht. Sie gehe »mit offenen Armen in die Ewigkeit« – wenngleich nicht ohne die Bitte vorweg, dass in der Stunde ihres Todes ein Priester bei ihr sein möge.

1995 stirbt Bernadettes Mutter, elf Jahre nach dem Vater. Die Mutter hinterlässt ihr eine Eigentumswohnung und 150 000 Euro auf einem Bankkonto; eine ansehnliche Erbschaft, die sie in den Orden der Augustiner-Chorfrauen einbringt. Dieses Vermögen wird noch eine Rolle spielen.

»Die Wahrheit darf man immer sagen. Man muss sie sogar sagen, sonst heißt man Unrecht gut und macht sich mitschuldig«, lautet ihr Credo. Sie bemüht sich redlich, es jungen Generationen mit auf den Weg zu geben; sie selbst hält sich ebenfalls daran. In ihrer spirituellen Gemeinschaft dürfe jede »eine Persönlichkeit« sein, »wie Gott sie gewollt hat«, schildert Schwester Bernadette. In manchen Klöstern seien die Mitglieder regelrecht »gleichgeschaltet«. »Wir sind gesprächsbereit. Aber wenn Propst Markus Grasl uns belehrt, was wir zu tun hätten, schlägt Jesus ihn mit seinen eigenen Worten.«

Schwester Regina, die Königliche

Am 4. Juni 1939, wenige Monate vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, erblickt Anna Rechberger in einer ländlichen Gemeinde nördlich von Linz das Licht der Welt. Die Eltern betreiben in Herzogsdorf im Mühlviertel eine Land- und Forstwirtschaft, 21 Hektar groß. Anna wächst mit zwei Schwestern und einem älteren Bruder in einfachen, rauen Verhältnissen heran. Von Kindesbeinen an wird sie zu harter Arbeit auf dem Feld eingespannt, hütet Kühe, Schweine und Ochsen auf der Weide und stapft mit dem Vater und seiner langen Säge in den Wald, der eine halbe Stunde Fußmarsch entfernt liegt, um bei der Holzarbeit zu helfen.

Ihre Mutter ist herzkrank. Jozef, ein junger polnischer Kriegsgefangener, wird als Helfer ihrem Bauernhof zugewiesen. Er liebt es, mit den Kindern zu spielen. Als der Krieg 1945 zu Ende geht, ist Anna sechs Jahre alt. Russen und Amerikaner besetzen das Mühlviertel. »Schnell, versteckt euch!«, ruft die Mutter, wenn Panzer auf der Hauptstraße rollen und Soldaten die in der Gegend verstreuten Häuser unter Beschuss nehmen. Die Kinder bohren in der Scheune Löcher ins Heu und kriechen hinein. Oft müssen sie mehrere Stunden dort ausharren. Ihre Kindheit ist voller Angst. Eines Tages postiert sich Jozef vor dem Haus, um nähernden Soldaten zu deuten, dass hier keine Bewohner mehr seien. Sie ziehen weiter. Jozef kehrt wenig später nach Polen zurück.

Anna ist nun ein Schulkind, »ein richtiger Wildfang«, sagt sie über sich. Frühmorgens versammelt sich eine Gruppe Jungen und Mädchen aus den umliegenden Gehöften. Gemeinsam marschieren sie zum Unterricht in die örtliche Schule. Nach der Volksschule möchte Anna weiterlernen. Die Hauptschule befin-

det sich in Ottensheim. »So viel Geld haben wir nicht. Wenn wir einen studieren lassen, müssen wir alle lassen«, erklären die Eltern. Annas älterer Bruder, den sie von Kindesbeinen an liebt und neckt, beginnt im Steinbruch zu arbeiten. Er wird – noch keine 50 – an einer Lungenkrankheit sterben.

Wovon träumte sie als Mädchen? Schwester Regina zögert, bevor sie in ihrer unnachahmlich lapidaren Art bemerkt: »Ich war ein Bauernkind, da hatte man keine Träume.« Mit sieben landet Anna mit entzündetem Blinddarm im Krankenhaus der Elisabethinen in Linz. Ihr gefallen das Äußere und die Art der Ordensfrauen. Sie fasst den Entschluss, ebenfalls Nonne zu werden. »Überleg dir gut, was du tust«, fleht die Mutter. Sie stirbt im Alter von 56 Jahren, noch bevor ihre Tochter ihren Entschluss in die Tat umsetzt. Anna steht mit ihren Geschwistern am Bett der Mutter, als ihr Herz aufhört zu schlagen.

Ihr Tod trifft die Familie hart. Der Vater ist untröstlich und will nicht auch noch seine Tochter verlieren. Der Ortspfarrer redet Anna ins Gewissen: »Jetzt haben wir gerade die Mutter beerdigt«, und ringt ihr das Versprechen ab, »wenigstens noch eine Weile zu bleiben«. Daran hält sie sich. Doch auch als ein Jahr um ist, will der Vater sie nicht ziehen lassen. Er weigert sich, das Kloster auch nur anzuschauen, in das sie einzutreten gedenkt. »Dann weißt du nicht einmal, wo ich bin«, antwortet Anna. Am Ende fährt er doch mit ihr nach Elsbethen. »Du kannst jederzeit heimkommen«, sagt er zum Abschied.

Nach einigen Jahren meldet sich der ehemalige Zwangsarbeiter Jozef aus Polen. Er würde die oberösterreichischen Bauersleute gerne wiedersehen, jedoch fehle ihm das Geld für die Reise. Der Vater schickt ihm welches. Insgesamt drei Mal wird Jozef die Rechbergers besuchen und dazwischen ab und zu von sich hören lassen. Er absolviert das Priesterseminar und tritt in einen Orden ein. Irgendwann verliert sich der Kontakt zu ihm.

Schwester Regina ist 19, als sie 1958, drei Jahre nach Schwester Bernadette, zu den Augustiner-Chorfrauen stößt. Die Ordensoberin schickt die Novizin zu den Ursulinen in Glasenbach in eine weiterführende Schule. Die 21-Jährige sitzt mit 14-Jährigen in der Klasse und wird gemieden, »bis die anderen gemerkt haben, dass ich sie nicht verpetze«, erzählt Schwester Regina. Sie liebt Mathematik; Deutsch liegt ihr wenig; sie legt die Matura ab, was damals mit einer Lehrbefähigung für die Volksschule einhergeht, und absolviert Abendkurse, um in Goldenstein auch in der Hauptschule naturwissenschaftliche Fächer unterrichten zu können.

Im Kloster teilen sich die Nonnen die alltäglichen Aufgaben, einige arbeiten in der Küche, andere bestellen den Garten. Schwester Regina wird wie Schwester Bernadette dazu bestimmt, in der Klasse zu unterrichten. »Die Kinder haben uns jung gehalten«, befindet sie rückblickend. Viele junge Menschen, die sie als Klassenlehrerin über Jahre begleitet, bleiben für immer im Herzen, und einige gehen ihr nicht mehr aus dem Sinn. So wie die 14-jährige Renate, die zu Schulschluss plötzlich zusammengebrochen ist. Die Ärzte diagnostizierten Leukämie. Danach hatte sie nur mehr wenige Monate zu leben. Im Nachhinein fällt Schwester Regina auf, wie seltsam reif das Mädchen geworden war, als hätte es geahnt, wie wenig Zeit ihm bleiben würde.

Neben der Schule hilft Schwester Regina Schwester Augustina bei der Buchhaltung. Zahlenwerke sind ihre Welt. Und irgendwann auch Computer. Als in Goldenstein von händisch geführten Journalen auf digitale Systeme umgestellt wird, schenkt ihr ein Pater vom Orden der Herz-Jesu-Missionare in Lieferung ihren ersten Computer und weist sie in die digitale Buchführung ein. Ein Schicksalsschlag gibt ihrem Leben eine Wendung. Die Direktorin der Schule, eine Mitschwester, stirbt bei einer Herz-OP. Schwester Regina soll den vakanten Posten überneh-

men. Sie fühlt sich von der Aufgabe überfordert und sträubt sich dagegen – vergeblich. 1984 tritt sie den Posten als Direktorin an.

Schwester Regina gehört zu den Menschen, die genau beobachten, gut zuhören und mit einer natürlichen Autorität beeindrucken, weshalb sie sich schon früh für eine Führungsrolle empfohlen hat: Alle drei Jahre wählen die Nonnen aus ihrer Mitte eine Oberin. 1974, der Orden zählt noch etwa 20 Nonnen, trifft es Schwester Regina. Sie ist 35, für das Amt der Oberin deutlich zu jung; in Rom wird – auf Drängen des Bischofsvikars – eigens eine Genehmigung eingeholt. Insgesamt vier Mal wird Schwester Regina in dieses Amt gewählt, bevor sie es laut Ordenskonstitution, das ist die schriftliche Verfassung der Gemeinschaft, aufgeben muss. Nach einer vorgeschriebenen Pause wird sie erneut für zwölf Jahre Oberin. 2004 tritt sie als Schuldirektorin in den Ruhestand, die Bücher führt sie bis zum Schluss weiter.

Schwester Regina gilt im Kreis der Schwestern als besonders geschickt darin, Einvernehmen herzustellen. Dass Markus Grasl aus anderem Holz geschnitzt ist und sich als ihr Oberer herausnimmt, eigenmächtig zu verfügen, was gut und richtig für die Nonnen ist, sei ihr erstmals klargeworden, als die Autos – ein Peugeot und ein Mitsubishi – weg waren. Er habe sie »ohne ein Wort zu sagen« verkauft. Geld hätten die Nonnen dafür nie gesehen. Schwester Regina wiegt ihren Kopf hin und her: »Wenn man vorher alles selbst gemacht hat, tut das schon ein bisschen weh.« Was Propst Markus sich dabei gedacht habe, könne sie nur erraten: »Wahrscheinlich, dass er uns entfernt, damit wir nicht sehen, was er hier in Goldenstein macht.«

Eine Frau der großen Worte war Schwester Regina nie. Seit bei einer Schilddrüsen-OP ihre Stimmbänder verletzt wurden, strengt das Reden sie noch mehr an. Eine Logopädin hat ihr